



Leseprobe aus: Beer, Lebenslang Morgenkreis, ISBN 978-3-407-25803-8

© 2018 Beltz Verlag, Weinheim Basel

<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-25803-8>

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

bevor es losgeht, noch ein paar kurze Worte in eigener Sache.  
Ursprünglich sollte dieses Buch ganz anders heißen:

## **Allein unter Frauen**

### **Ein Mann in der Grundschule**

Aus einem mir nicht begreiflichen Grund war der Verlag dagegen. Es gäbe da ein klitzekleines Problem mit der Zielgruppe. An wen sollte sich der Text denn richten?

»Na, an zukünftige Grundschullehrer«, antwortete ich keck.

Daraufhin war es lange still am Telefon.

»Zukünftige Grundschullehrer ...« Noch heute wird viel gelacht im Verlag.

Lebenslang Morgenkreis richtet sich ausdrücklich an werdende Grundschullehrer/innen. Natürlich sind das ausnahmslos Frauen. Wer sollte das besser wissen als ich selbst. Dennoch habe ich die Hoffnung nicht aufgegeben. Vielleicht kann dieses Buch ja einen kleinen Beitrag leisten und, wer weiß, die zehnte oder elfte Auflage dann unter dem ursprünglichen Titel erscheinen.

## Post

Ich habe Post bekommen. Ein Schulbuchverlag schickt neue Prospekte. Der Inhalt interessiert mich nicht. Werbung. Nur ein flüchtiger Blick auf das Adressfeld, bevor das Schreiben wie selbstverständlich im Altpapier verschwindet: Natürlich. Es ist wieder da. Das kleine a. Nur ein einziger Buchstabe, der doch so viel verändert. Sie haben es wieder falsch gemacht! Seit achtzehn Jahren der gleiche Fehler. Man kann es ihnen nicht verübeln. Sie wissen einfach nicht, dass es uns gibt: Grundschullehrer. Richtig, Lehrer. Männer, die Kindern das Lesen, Rechnen und Schreiben beibringen. Ganz kleinen Kindern. Erstklässlern! Und die heißen eben nicht Martina Beer.

Aber warum ist das so? Warum weigern sich so viele Männer beharrlich, den besten Beruf der Welt zu ergreifen? Grundschullehrer/in. Vormittags wird gebastelt und nachmittags hat man frei. Ein Halbtagsjob, ohne Aussicht auf Karriere und gesellschaftliche Anerkennung. Nicht gerade männlich. Kann man bewaffnet mit Klebestift und Zackenschere ernsthaft seinen Lebensunterhalt bestreiten?

Die Antwort ist ebenso einfach wie wahr: Ja, man kann. Und es macht einen Heidenspaß. Dieses Buch soll dazu beitragen, alle Vorurteile über unseren Beruf zu bestätigen, denn dazu sind Vorurteile schließlich da.

Dennoch wird es Zeit, etwas zu ändern. Junge Männer, strömt in die Schulen! Ergreift den lustigsten und abwechslungsreichsten Beruf der Welt und überlasst die Erziehung der nächsten Generation nicht allein dem weiblichen Geschlecht. Das rächt sich. Lest dieses Buch, verschenkt oder verleiht es an andere Unentschlossene und stellt eure Weichen für eine glückliche Zukunft. Bevölkert die Lehrerzimmer dieses Landes und lasst uns in den Pausen dann ausschließlich über Fußball reden!

Es wäre mir eine Freude, euch kennenzulernen.



*Unnötig zu erwähnen, dass ich auch bei dieser Fortbildungsveranstaltung der einzige Mann war. Für die Beschriftung der Teilnahmebescheinigung spielte das nur eine untergeordnete Rolle.*

## Wie alles begann

Am Anfang war ich wie ihr – suchend, unentschlossen. Nachdem sich die kindlichen Tagträumereien beruflicher Karrieren als Zoodirektor, Astronaut oder Fußballprofi in Luft aufgelöst hatten, folgten ebenso wenig realistische Vorstellungen, als Rockstar oder Schauspieler zu Ruhm, Ehre und Geld zu gelangen. Die Arbeit in einem Getränkemarkt konnte mich für kurze Zeit wieder erden, doch wusste ich nach dem Abitur immer noch nicht, in welche Richtung es einmal gehen sollte, bis auf die Gewissheit, dass ich den Getränkefachhandel für alle Ewigkeit ausschließen konnte.

Gut, dass es den Staat gibt, der mir nur eine Woche nach der Beendigung meiner Schullaufbahn einen Einberufungsbescheid zustellte. Ich hatte ganze drei Wochen Urlaub, bevor ich pünktlich meinen Zivildienst antreten musste. Damals konnte ich dieser Zwangslage nur bedingt etwas Positives abgewinnen, im Nachhinein war es ein Sechser im Lotto.

### *Zivildienst*

Den Wehrdienst zu verweigern war in meinem Freundeskreis mehr oder minder eine Selbstverständlichkeit. Wir trugen lange Haare, verbargen unsere von Akne und Bartflaum geprägten Gesichter hinter nie gewaschenen Palästinentertüchern, demonstrierten gegen prinzipiell alles, brüllten sinnfreie Parolen wie »Hopp, hopp, stopp« in den von Smog behangenen Himmel der Großstadt und malträtierten unschuldige Wandergitarren im Dunst von Dosenbier und selbstgedrehten Zigaretten. Mit anderen Worten: Wir schissen auf das System, so gut man das als braver Mittelstandsohn Ende der achtziger Jahre eben tun konnte. Niemand, der seine fünf Sinne beieinander hatte, wollte sich freiwillig im Gleichschritt über einen nordhessischen Kasernenhof scheuchen lassen und seine Unterwäsche rechtwinkelig falten. Wir waren es gewohnt, selbst zu brüllen, auch wenn uns dabei nur selten jemand zuhörte. Wie man seine Unterhosen korrekt zusammenlegt, sollte mich erst viele Jahre später interessieren.

Meine schriftliche Verweigerung trieb selbst dem hartgesottnsten Militaristen die Tränen in die Augen. Die Musterung ließ ich leidenschaftslos über mich ergehen. Nach all den Zensuren in dreizehn Jahren Schule bekam nun auch mein Körper eine Note. Das Kreiswehrrersatzamt Eschborn-Süd beurteilte den achtzehnjährigen Leib mit *befriedigend*, der Standardnote für alle Verweigerer. Die Friedenstypen bekamen befriedigend. Bei der Bundeswehr fand man solche Wortspiele noch witzig.

Ich ging in dem festen Bewusstsein, die richtige Entscheidung getroffen zu haben. Körper Drei, Geist Zwei, dachte ich damals – es gibt schlimmere Ausgangslagen.

Eine Zivildienststelle zu finden, war schwieriger als gedacht. Wer nicht gerade in der Pathologie Leichen waschen oder auf einer weit entlegenen Nordseeinsel Seevögelgelege zählen wollte, musste ein hohes Maß an Eigeninitiative aufbringen. Da ich nicht getauft bin, fielen auch alle kirchlichen Stellen weg. Am Ende wandte ich mich in höchster Not an eine nahe gelegene Behindertenwerkstatt, um die wir als Kinder immer einen weiten Bogen gemacht hatten. Angegliedert war das Behindertenwohnheim.

Ein bereits erfahrener Zivi führte mich durch die Einrichtung. Auf dem Bett eines Bewohners entdeckte er verdächtige Flecken. »Kacke oder Schoko«, mutmaßte er und zog seinen Zeigefinger prüfend durch die braunen Schlieren.

Mir wurde augenblicklich schlecht.

Herausfordernd betrachtete er den Abstrich. Dann steckte er sich den Finger in den Mund und überließ seine Zunge ihrem Schicksal. »Glück gehabt«, resümierte er schließlich.

Die wirklich harten Jungs robbten nicht mit einer G36 durch den Schlamm.

Der Empfang der Bewohner war nicht minder herzlich. Zwei Behinderte gaben mir sachlich die Hand, ein dritter fiel mir um den Hals und küsste mich feucht auf den Mund. Zivitaufe. Ich überstand auch diese Prüfung und bekam die Stelle.

In der Theorie wurden wir Zivis, wie man uns im allgemeinen Abkürzungswahn dieser Zeit hartnäckig nannte, einem Gruppenleiter zugeteilt, unter dessen Anleitung man dann eine Gruppe von Behinderten dazu anwies, ihre Arbeit in der Werkstatt zu tun. So weit, so gut. Aber

wie immer im Leben liegen Theorie und Praxis in zwei weit entfernten Galaxien und haben noch keine Möglichkeit gefunden, miteinander Kontakt aufzunehmen. Meine Gruppenleiterin war krank und sollte es die nächsten fünfzehn Monate auch bleiben. Das sagte man mir natürlich nicht gleich. Die bittere Realität wurde mir vielmehr häppchenweise und in handlichen Portionen neuer Ausflüchte und Notlügen dargebracht, damit ich nicht sofort schreiend davonlief.

Da stand ich nun, neunzehn Jahre alt, mit den Erfahrungen aus dreizehn Jahren Schule und drei Jahren Getränkemarkt, und blickte in die Augen von 16 erwartungsfrohen Behinderten. Auf meinem Schreibtisch lag ein Zettel mit dem Hinweis, dass »der Auftrag« dringend nächste Woche rausmüsse. Wer oder was auch immer der Auftrag war, ich hätte gern mit ihm getauscht.

In meinem Gruppenraum roch es nach Sabber und Bohnerwachs. Unter den Behinderten gab es eine klare Hackordnung. Gisela, die als einzige Briefmarken kleben durfte, übernahm meine Einarbeitung. Ilse war für das Kaffeekochen zuständig. Harry holte die Postkästen mit der Sackkarre. Die anderen tüteten diverse Werbeprospekte ein. Da hier niemand bis zehn zählen konnte, gab es noch eine Gruppe, die das Prospektmaterial mit Hilfe von Zählbrettern zu kleinen Stapeln vorsortierte. Zwei Mitglieder meiner Gruppe waren aufgrund ihrer Behinderung ausschließlich dazu in der Lage, diese Stapel von einem Mitarbeiter zum nächsten zu schieben. Aber auch diese Aufgabe erfüllten sie mit Hingabe.

Neunzig Prozent unserer Zeit verbrachten wir mit solchen Kuvrierungsarbeiten. Die Werkstatt war froh, überhaupt noch Aufträge an Land zu ziehen, denn im Knast arbeitete man für wesentlich günstigere Konditionen. Jeder Tag, an dem die Behinderten arbeiten konnten, war ein guter Tag. Mit freier Zeit wussten sie nichts anzufangen und all meine Versuche, es mit Malen, Basteln oder sonstigen Beschäftigungstherapien zu versuchen, schlugen fehl. In der Regel ging es darum, die Stimmung hochzuhalten, denn schlechte Laune konnte unvermittelt in Tobsuchtsanfälle umschlagen und dann flogen gern mal Postkästen durch den Raum.

Zu meinem Glück war ich mit meinem Schicksal nicht allein. Acht weitere Zivildienstleistende fristeten ihr Dasein in dem roten Backsteinbau. Einer davon saß ausschließlich im Keller und verbrachte seine fünf-

zehn Monate damit, nicht entdeckt zu werden. Die Solidarität war groß. Wir teilten Eindrücke und Zigaretten, und zu meiner Überraschung waren die im Getränkemarkt gesammelten Erkenntnisse tatsächlich zu etwas nütze. Hier musste man anpacken. Zum Nachdenken war schlichtweg keine Zeit.

So fragwürdig meine Einarbeitung in der Werkstatt auch war, kam ich von Tag zu Tag immer besser zurecht. Meine Gruppe lief – nicht immer dahin, wo ich mit ihr hinlaufen wollte, doch gab es insgesamt nur wenig zu beanstanden. Die Arbeit wurde termingerechtere erledigt und durch einen – mir unerklärlichen – Umstand wurde ich tatsächlich als eine Art Autoritätsperson wahrgenommen. Die Behinderten wuchsen mir ans Herz und selbst der Kellerzivi wagte sich mittlerweile zur Mittagspause ans Tageslicht. Alles in allem war es ein prima Job, den man allerdings rechtzeitig wieder loswerden musste.

In der Behindertenwerkstatt war jeder Tag Murrelertag. Fünfzehn Monate passierte exakt dasselbe. Jeder Tag folgte dem gleichen Muster. Abwechslung hieß der Todfeind der Behinderten. Nichts durfte verändert werden. Jede noch so kleine Abweichung im Tagesablauf zog wieder unkontrollierbare Tobsuchtsanfälle nach sich. Fünfzehn Monate musste ich Peter Maffay hören. Ich wiederhole, fünfzehn Monate musste ich Peter Maffay hören. Für achthundert Mark Sold!

Ein Blick in die anderen Gruppen genügte, um festzustellen, wie meine Zukunft aussehen würde. Viele Gruppenleiter, die den Job seit Jahren erledigten, hatten längst aufgegeben. Phlegmatisch saßen sie an ihren Schreibtischen und wackelten nur noch hospitalistisch vor sich hin. Die Grenzen zwischen Behinderten und Gruppenleitern waren fließend. Der immer gleiche Rhythmus hielt sie gefangen in der Einöde nimmer endender Gleichförmigkeit.

Als ich nach fünfzehn Monaten zum letzten Mal über alle sieben Brücken gegangen war, erschien mir meine Zukunft ebenso ungewiss wie zuvor, doch ich hatte wertvolle Erfahrungen gesammelt, die für meinen weiteren Weg wirklich hilfreich waren.

Aus Mangel an Ideen machte ich es wie die Mehrheit meiner Freunde, die anfangen, irgendwas zu studieren. Der Rest würde sich finden. Im Studienführer der Johann Wolfgang Goethe-Universität entdeckte ich schließlich die entscheidende Seite:

*Lehramt an Grundschulen, Regelstudienzeit sechs Semester.*

Das klang überschaubar. Drei Jahre. Ich hatte drei Jahre lang Getränke-  
kekisten gestapelt, was sollte an der Uni schlimmer sein? Überglücklich,  
eine Entscheidung getroffen zu haben, schrieb ich mich ein.

Zur selben Zeit hatten hundertzehn Frauen und drei Männer die gleiche Idee.

## Das Studium

Hundertzehn Frauen sind verdammt viel. Das wurde mir bei der Einführungsveranstaltung klar. Der Saal war voller Frauen. Mit meinen ein Meter neunzig hatte ich den perfekten Überblick. War ich wirklich im richtigen Raum? Die Uni ist groß und verwinkelt. Da kann es leicht passieren, dass man sich verläuft.

Und tatsächlich war es schwieriger als gedacht. Die meisten Fachbereiche waren nicht an der Hauptuni angesiedelt. So war das Fach Kunst in einer stillgelegten Fabrik untergebracht. Das alte Gemäuer hatte unzureichend schließende Fenster und keinerlei Heizkörper. Die perfekte Vorbereitung auf eine innerstädtische Schule, aber das wusste ich damals noch nicht.

Sind das viele Frauen, dachte ich stattdessen und blickte weiter suchend um mich. Über hundert Frauen und keine schenkte mir nur ein Promille ihrer Aufmerksamkeit. Hier war irgendetwas faul.

Überall im Raum wurde aufgeregt getuschelt. Ich versuchte zuzuhören, doch ich verstand kein einziges Wort. Neben mir machte man sich eifrig Notizen. Ich suchte verzweifelt nach einem Stift, als mich jemand unvermittelt am Ärmel zog.

»Hey!«, sagte der Fremde. »Komm mit!« Der Typ war in etwa so groß wie ich und zerrte mich entschlossen hinter sich her. Wir bahnten uns eine Schneise durch die weiterhin aufgewühlt vor sich hin schwatzenden Frauen. Erst in einer Ecke des Raumes ließ er wieder von mir ab.

»Wie heißt du?«, fragte er hastig.

»Martin«, antwortete ich wahrheitsgemäß.

»Gut«, sagte er und zeigte mit dem Finger auf einen Dritten. »Das ist Ritschi.« Dann verschwand er, so schnell wie er gekommen war, wieder in der Menge.

Ritschi hieß eigentlich Peter, wurde aber aufgrund seines Nachnamens, der überraschend oft den Buchstaben Y enthielt, von allen nur Ritschi genannt. Er war zehn Jahre älter als ich und hatte bereits ein Studium abgeschlossen. Aufgrund der geringen Verdienstmöglich-

keiten im sozialen Bereich hatte er sich dazu entschlossen, nun doch auf Lehrer umzusatteln. Die Aussicht auf ein besseres Gehalt, kürzere Arbeitszeiten und mehr Urlaub hatten ihn dazu bewogen, noch einmal komplett von vorn anzufangen. Ganz so falsch konnte ich es also nicht gemacht haben.

Keine fünf Minuten später war der Fremde wieder da. Im Schlepptau hatte er einen weiteren verwirrt vor sich hin starrenden Geschlechts-genossen. Thomas hatte Oberarme wie andere Leute Oberschenkel und war sichtlich erleichtert, uns gefunden zu haben. Er nickte einmal freundlich in die Runde. Dann ergriff der bislang noch Unbekannte wieder das Wort.

»Wie's aussieht, sind wir vollständig«, hob er an. »Bin jetzt zweimal komplett durchgelaufen. Mehr sind wir nicht. Was habt ihr nächste Woche vor?«

Wir blickten ihn ratlos an. Das war unsere erste Studienwoche, was sollte man da vorhaben.

»Gut«, sagte er. »Dann gehen wir zelten.«

Wir verbrachten die erste Woche des Semesters am Langener Waldsee und legten uns einen Schlachtplan für die nächsten drei Jahre zurecht. Gunther, der uns alle zusammengebracht hatte, organisierte Verpflegung und Getränke. Wir saßen am Grill, tranken Bier und redeten sinnloses Zeug.

Ohne diese Woche hätte ich mein Studium niemals durchgezogen. Schon nach wenigen Wochen an der Uni stand fest:

In meinem Paradies muss es auch Männer geben.

## *Wollknäuelwerfen*

Ich weiß nicht, wie oft ich es getan habe, aber ich habe es getan. Ich schäme mich ein wenig, wenn ich darüber schreibe, aber es ist die Wahrheit. Während andere Studenten sich mit der komplizierten Weltwirtschaftslage auseinandersetzten oder lernten, wie man am offenen Herzen operiert, warfen wir ein buntes Wollknäuel durch die Luft und erzählten von unseren Hobbys.

»Hallo, mein Name ist Melanie. Ich fahre gern Fahrrad und lese his-